

# Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 30

Sonntaa. den 23. Juli

1916

## Irrwege der Liebe.

Roman von E. Grabowski.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Verhaftet war Josepha das Kämpfen um jeden Heller, den sie im Haushalt brauchte. Gar oft zahlte sie aus eigener Tasche; aber ihre Mittel waren gering, und was sie gab, entzog sie Joseph. Das ließ sich verantworten, so lange die Hoffnung vorhanden war, daß die beiden Kinder einst ein Paar würden. Das war nun vorüber und ihre Verantwortung für den Pflegeohn hatte sich verdoppelt.

Baghaft drehte sie den Hundertkronenschein in den Fingern hin und her und zwang sich endlich zu dem Zugeständnis:

„Ich will sehen, was sich mit den paar Kronen machen läßt . . . viel dürfte dafür auch bei sorgsamstem Einkauf nicht zu haben sein.“

Karsten griff nur den Anfang ihrer Rede auf:

„Ja, Sephi, richt dich ein! Du wirst sehen, es geht! Ich glaube sogar, du verbrauchst nicht einmal alles. Vielleicht läßt sich noch dies und das aus dem Kleiderkasten der seligen Peppi zu rechtmachen.“

Das mitleidige Lachen Josephas ließ ihn verstummen: Ja richtig, er hatte vergessen, daß seine Frau nur die allernotwendigste Gewandung gehabt hatte, daß alles dunkel war und von grobem Stoff.

„. . . es war nur so ein Gedanke!“ entschuldigte er sich, nahm seine Pfeife, raffte die flatternden Enden seines Schlafrockes zusammen und ging.

Seine Schwester sah ihm mit trüben Blicken nach; dann seufzte sie auf, strich über das graue Haar, zupfte die schwarzen Spitzen zurecht und wandte sich endlich an Rose. Eine letzte Hoffnung durchbebt ihre Stimme:

„Sag' mal, Kind, hast du wirklich Lust, da drüben zu verlehren?“

Mit heißen Wangen nickte Rose ihr „Ja“.

Es zuckte schmerzlich in den sanften Augen der alternden Frau:

„Es ist nicht immer Glück, was neben dem Glanze steht,“ sagte sie leise.

Rose machte erschrockene Augen, lief auf Josepha zu, umschlang sie mit ihren Armen und flüsterte, ihr heißes Gesicht an der Brust der mütterlichen Freundin bergend:

„Ach, Tantschen, ich freue mich doch so sehr darauf!“

Da gab Josepha nach. Sie ließ Muster aus Wien kommen und eine Schneiderin aus der Kreisstadt. Bald rasselte die Nähmaschine in den Zimmern der Frauen, und auf die groben Dedern, welche an Stelle der Teppiche da lagen, rieselte die weiche Seide, aus der Rosés Kleid geschneidert wurde.

Rose durchlebte die Zeit voll seliger Erwartung. Ihre glühende Phantasie verlebte sie in die Rolle der verwandelten Aschenbrödel.

Was für Augen er machen wird! . . . Das war der Grundgedanke ihres geistigen Lebens in den nächsten Tagen und Wochen. Sie dachte es, wenn sie vor dem Spiegel stand, die lästige Anprobe geduldig über sich ergehen lassend. Sie dachte es, wenn sie in ihrem Bette lag und die Einsamkeit der Nacht ihre wirren Träume vom Glück ins Ungemessene steigerte. Sie dachte es, als endlich der ersehnte Tag herangerommen war, strahlend schön nach duftendem Regen. Strahlend schön erschien auch Rose im neuen Kleide, das sich in weichen Falten um ihre Glieder schmiegte. Oben, auf der breiten Freitreppe des alten Schlosses, stand sie und reichte Joseph die kleine Hand zum Abschied:

„Wie gefall' ich dir?“ Sie drehte sich langsam im Kreise herum, wie ein Wachsputte im Warenhause.

Er hatte nur einen finsternen Blick für sie und als sie ihn fragte:

„Run, du alter Brummbar — weißt du mir gar nichts zu sagen?“ meinte er kurz auslachend:

„Im Kattunkleide hast du mir besser gefallen!“

„Pfui!“ rief sie mit gemachtem Aerger. „Nichts gönnt du mir — nicht einmal die Freude, nach Adamhof fahren zu können.“

„Was ist das wieder für ein Gezerre!“ rief der Forstmeister ungeduldig. Er sah schon im Wagen.

Tante Josepha kam eben aus der Tür des Hauses. Sie warf einen raschen, bekümmerten Blick auf ihren Pflegeohn, half Rose in den Staubmantel und bestieg mit ihr die alte Kutsche.

Hannes im Lodenrock, die Hahnenfeder fed auf dem Hütel, machte den Kutscher.



Zur Eroberung des Forts Chiamont.

Durch unsere 42 cm Mörser vollständig in Trümmer geschossenes Verteidigungswerk der Feste Chiamont.

... noch in der Nacht ...  
 ... in der Nacht ...  
 ... in der Nacht ...

... die Sonne lag mit hohem Glanze ...  
 ... die Sonne lag mit hohem Glanze ...  
 ... die Sonne lag mit hohem Glanze ...

Joseph hob ihn hoch, er hobte auf das Rollen des Wagens, der seine Räder wappfährte.

Als der dumpfe Ton verhallt war, kam ein tropfiger Ausbruch in sein hageres, braunes Gesicht; er zog den Riemen seiner Büchse an und schritt langsam nach dem Eichenwalde.

Er kam zu dem Bache, über den er Rose vor wenigen Wochen getragen — der murmelte und brummelte in alter Weise, hüpfte über blanke Kiesel und trug in seinen springenden Wellen die Bilder seiner blumigen Ufer — er kam zur Wiese, in deren Mitte die Eiche stand, knorrig, einsam wie ein Herrenwesen, das nur auf sich gestellt, alle Kräfte sammelt zur wahrhaften Macht.

Wie ein grünes Meer wogte das hohe Gras der Wiese. Im leichten Wellenschlag gingen die Halme, so oft der Wind darüber hinwegstrich.

Bersunken in dem Gräsermeer war die Uhuhütte, verblüht war der Hedentosenstrauch, noch zeigten die rundlichen Früchte ihr glänzendes Grün.

Joseph ballte die Faust wie vor einem Feinde; er nahm seine Büchse und zielte nach den grünen Hagebutten. Ein-, zweimal, ach — wohl ein Duzendmal! Jedesmal traf er sein Ziel! Gespalten, zerrissen, hingen die Früchte im dornigen Gesträuch.

Blöcklich lachte es hell auf, schlug sich wie ein Fiebernder vor die Stirn und rannte in den Wald hinein. Leute, die vom Felde heimgingen, hörten ein paarmal ein grelles Fluchen und bekreuzten sich in abergläubiger Furcht.

Der Mond stand groß und rund über dem alten Schlosse. Aus dem weißen Lichte tauchten die Bäume des Gartens gespenstlich auf. Gleich langen Bärten hing der Eisen an den Stämmen herab. Ein Käuzchen schrie seinverliehtes: Komm mit, komm mit! in die helle Nacht hinein.

Da kam Joseph bleich und abgeheht aus dem Walde. Die Hunde winselten ihm freudig entgegen, er wies sie barsch zur Ruhe. Seine Augen suchten die Fenster des alten Hauses — sie waren dunkel. Er suchte im Sande des Hofes die Spur zurückgekehrter Pferde — er fand keine. Da grub sich das qualende Weh, das ihn ruhelos in den Wäldern herumgetrieben, immer tiefer in die Brust, wühlte sein Blut auf und ließ seine Pulse heftig schlagen.

Wie eine Schildwache ging er in dem mondbegeglänzten Hofe auf und ab. Auf einmal hörte er das Rollen der schwerfälligen Kutse; langsam kam es näher.

Er trat in den Schatten des Wirtschaftsschuppens und wartete. Trapp, trapp klang der bedächtige Hufschlag der feisten Pferde jetzt zu ihm herüber, und dann rollte der Wagen zum Hofe herein und stand vor der Auffahrt mit einem Ruck still.

Stimmengewirr durchbrach die Ruhe der stillen Sommernacht.

Der Forstmeister war in guter Laune. Die kurzen Worte, mit denen er dies und das befahl, schienen auf eine goldene Stimmung zu deuten. Frau Josephas Stimme klang dazwischen wie der feierliche Akkord eines Liedes. Rosens fröhliches Lachen hatte nichts von seiner Harmlosigkeit eingebüßt, nichts — wie sehr Joseph auch spähte und horchte.

Da löste sich der Bann, der ihn gefesselt hatte, seine Brust hob sich und wurde frei. Rose war da . . . seine Rose!

„Gute Nacht, du!“ flüster er.

Nur der Wind hörte ihn, der durch den Garten strich.

Rose lag mit wachen Augen in ihrem Bette. Ihr junges Blut war erregt von all dem neuen, das ihr der Tag gebracht. Bild auf Bild zog an ihrem Geiste vorüber. Das freundliche Schloßchen, das weiß und fein aus wohlgepflegtem Garten hervorragte, das Schloßchen, dessen Fenster mit Spitzen verhüllt waren, so zart wie sie nur das Märchen kennt. Sie sah die hohen Räume.

Die Sonne lag mit hohem Glanze auf der Erde, als Frau Josepha über den vergraften Weg schritt, der von einer kleinen Pforte des Schloßchens hinaufführte auf den Hügel dicht an der Parkmauer. Sie hatte den Strickbeutel am Arme und strickte im Gehen. Sie sah sehr betümmert aus.

Auf einmal schreckte sie zusammen, Rose flog wie ein Wirbelwind auf sie zu.

Josepha hob den Arm mit dem Strickzeug hoch: „Sachte, Kind, die Nadeln . . .“

„Ach,“ rief Rose, ihr Gesicht in den Kleiderfalten Josephas bergend, „ich bin ja so selig, Tante, so selig!“

Ein wehmütiges Lächeln zuckte um den Mund Josephas. Sie drückte Rose mütterlich an sich, strich über ihr krauses Haar und und fragte zärtlich: „Hat dich der erste Flug aus dem Neste so berauscht, kleine Rose?“

Es war etwas in ihrer Stimme, das das sonnige Empfinden Rosens dämpfte. Sie hob den Kopf und sah ängstlich fragend in das blasse Frauengesicht:

„Fehlt dir etwas, Tante?“ . . .

„Nein, nein . . . es hat dir also gefallen, gestern . . .?“

Rose nickte:

„O, wie herrlich war's! Ach, Tante ich habe ja gar nicht



Kriegswohnungen.  
 Wellblechbaracken als Unterstände französischer Offiziere auf dem westl. Kriegsschauplatz.

gewußt, wie schön die Welt ist.“  
 „Du wirst es noch kennen lernen, du Wüßfang du, daß die Welt am allerschönsten dort ist, wo du zu Hause bist. Zu Hause, Kind . . . mer! dir das Wort, verlier' es nicht, wenn dich die Fremde ruft; behalte es wert als ein köstliches Gut.“

„Ja, Tante, ja . . . ja . . .!“  
 Sie sah mit heißen Augen auf: „Zu Hause — es ist ein schönes Wort; aber ist denn Adamhof die Fremde?“

Frau Josepha zuckte zusammen. Sie hätte schreien mögen: „Für dich — ja, du wilde Rose! Für dich, ja . . . Es ist kein Boden dort für die feinen Wurzeln deiner Art. Du kannst nur blühen, wie die Blumen auf der Waldwiese, kannst nur leben, wie die Rose im Busch. Du darfst Adamhof nicht mit den Augen betrachten, wie das Haus deines Vaters!“ — Aber sie schwieg, denn ein anderes fiel hart in ihr Denken:

Ich darf nicht hemmen, was hier ins Rollen kommt. Ich nicht . . . Leicht könnte zum zweiten Male Schuld erstehen aus gutem Wollen. Wir müssen es der Vorsehung überlassen, uns zu führen nach ihrem Willen. Ich kann nicht sagen, dort ist Unglück für Rose, hier Glück . . . es kann auch anders sein und meine Schwarzseherei könnte aus zerschlagenen Hoffnungen entspringen.

Sie seufzte auf, sah Rose liebevoll in die lachenden Augen und schob sie sanft von sich weg:

„Geh' frühstücken, Kind! Du hast heute überlange geschlafen.“

Rose sprang fort. Sie fühlte auf einmal Hunger.  
 Der sorgende Zug war noch in dem Gesicht Josephas, als sie weitergehend, ihren Pflegejahn traf. Er kam von einer Morgenpirsche, begrüßte die Mutter und küßte ihr die Hand. Als er in ihr versorgtes Gesicht sah, erschrak er:

„Nein, nein, das nicht.“  
 „Mit welchem Blick streifte sie ihn. Er verfarbte sich, deutlich  
 las er in ihren Augen:  
 Dich, dich gehen meine Sorgen an! Um dich leide ich!  
 Ihm erstarb das Wort auf den Lippen. Es war ihm, als  
 schnürte ihm jemand den Hals zusammen, blende seine Augen und  
 er müßte still stehen und es dulden. Nein . . . nicht dulden!  
 Energisch raffte er sich zusammen.  
 „Hast du ein wenig Zeit für mich?“ fragte Josepha mit ernstem  
 Ton.

Da war es wieder, das unbehagliche, drohende Empfinden,  
 das so gut mit dem Worte „Ahnung“ ausgedrückt wird. Ja, er  
 ahnte es, daß diese Stunde für ihn eine schicksalsschwere sein  
 würde. Still ging er neben der Frau her, die der Mittelpunkt  
 seines Lebens war, die er Mutter nannte und die doch nur eine  
 Fremde war.

Die grenzenlose Einsamkeit seines Daseins wurde ihm plötzlich  
 bewußt. Kein Blutsband fesselte ihn an die Menschheit. Allein  
 war er, wie ein vom Mutterstamm gelöstes Blatt, das der Sturm  
 auf fremde Erde geschleudert, — allein war er unter tausenden  
 von Menschen . . .

Aber tat er der Frau, die da vor ihm stand und auf sonnigem  
 Wege vorwärts schritt, nicht bitter unrecht? War sie ihm nicht  
 eine treue, aufopfernde Mutter gewesen? War sie es nicht  
 heute noch?

Er senkte den Kopf.  
 Gewiß, Frau Josepha  
 hatte es ihm nie emp-  
 finden lassen, daß er  
 nicht ihr Sohn war;  
 aber den reifen Mann  
 packte es doch, daß  
 seine Sohnesrechte an  
 sie nicht die natürlichen  
 waren, das alles, was  
 sie ihm gab, alles, was  
 sie ihm tat, nur von  
 ihrem Willen abhing,  
 daß alles, alles, was  
 er von ihr empfing,  
 Gnade war. Sein  
 Stolz litt darunter,  
 seine geistige Freiheit  
 noch mehr. Dieser  
 Frau mußte er jedes  
 Opfer bringen, denn  
 sie hatte ihm ihr Leben  
 geopfert, ihm, dem  
 Fremden, dem Hilfs-  
 losen, den ein unglück-  
 liches Geschick zur Waise  
 gemacht hatte in dem  
 Augenblick, da er ge-  
 boren worden!

Sie waren an dem  
 Hügel angelangt. Es  
 war Frau Josepha's  
 Lieblingsplätzchen. Hier  
 lag der Park einsam,  
 still und wild. Uralte  
 Bäume, unter deren  
 Kronen einst der Fuß der stolzen, schönen Kaiserin Maria Theresia  
 gewandelt, breiteten ihre dichtbelaubten Äste aus und gaben  
 Schatten. Heimlich war es hier und schön, wie es nur immer  
 schön und herrlich sein mag in den alten Gärten an der Donau,  
 die aus einer sinnesfrohen Zeit stammen.

Oben auf dem Hügel standen Eichen und Buchen, Ulmen  
 und Linden. Eine Bank lief rund um den stärksten Baum. Frau  
 Josepha setzte sich und winkte Joseph zu sich heran.  
 Er beachtete ihre stumme Aufforderung nicht. Am Stamme  
 einer Eiche lehnte er mit gekreuzten Armen und sah in die Weite.  
 Erfreute sich an der Schönheit des Morgens? Stumm lehnte er  
 an dem Baume, stumm auch schaute Josepha in die Ferne. Vor  
 ihnen breitete sich das Land aus mit seinem blauen Ströme, mit  
 Auen, Wäldern und Feldgestein. Weiße Siedlungen glänzten  
 in der Sonne, Möven schossen hin und her.

Ein Rauchwölkchen stieg in der Ferne auf. Der Dampfer  
 kam. Näher kam er, immer näher. Im ruhigen Lauf pflügte er  
 die blinkenden Wogen, daß sie schäumten und grollend auseinander-  
 flossen. Zahlreiche Menschen standen auf dem Deck, gingen hin  
 und her, sahen mit Ferngläsern nach den Ufern. Langsam zog  
 das Schiff seine Bahn, die brausenden Wellen zerschellten am Ufer.

Einsam, still träumend lag die Donau wieder unter dem  
 heißen Himmel, den blauen, mächtigen Leib in der Sonne badend.  
 Gold lag auf ihrem Rücken. Möven und Reiher kreisten über ihr  
 hin und her mit schwebendem Fluge. Ueberall herrschte reiches  
 Leben, das die Sonne gewedt mit ihrem Strahl. Es glänzte  
 auf Blumen, Blättern, Gräsern, zitterte in Milliarden feiner

„Staubchen. Es glitzerte, glänzte, sang und tanzte durch diesen herr-  
 lichen Sommermorgen, es streifte und schwebte, noch schwebte,  
 in Harmonie, wie die Noten zum weichen Klang.“

Ein geeigneter, herrlicher Morgen! — Empfinden ihn die  
 beiden Menschen im Schatten der Bäume? Der junge Mann,  
 der noch in werdender Kraft vor den Rätseln des Lebens stand,  
 und die Frau, die der Sphing schon in die düsteren Augen ge-  
 schaut.

Sie hob den Kopf zu Joseph auf, der noch immer mit ge-  
 kreuzten Armen am Stamm der Eiche lehnd, in die Weite sah.  
 Ein stolzes Lächeln trat auf ihren Mund. Es war nicht Fleisch von  
 ihrem Fleisch, nicht Blut von ihrem Blut, was da so männlich  
 schön vor ihr stand — aber doch ihr Kind, Geist von ihrem Geiste,  
 Seele von ihrer Seele!

„Nicht die ist Mutter, die geboren, sondern die, die erzogen,“  
 sagt ein weiser Volksmund. Und sie hatte ihn erzogen mit all der  
 sorgenden Liebe, all dem zitternden Hoffen, den heißen Wünschen,  
 wie sie allein die Frauenseele kennt, die junges Leben in ihren  
 Schutz genommen.

Was mochte in Josephs Seele vorgehen? Seine Augen  
 blickten düster, seine Lippen zitterten in ungesprochenem Wort.  
 Er hatte den Hut vom Kopfe genommen und ließ die Sommerluft  
 um seine Stirn wehen. Wenn je eine Stirn den Charakter ihres  
 Besitzers zum Ausdruck brachte, so war es diese. Edel in ihrer  
 Form, sprach sie von Verstand und Willensstärke, aber auch von  
 heißer Leidenschaft, wie das krause, volle Geäder an seinen Schläfen  
 verriet.



Vor einem Un erkand in Wolhynien aufgestellter Minenwerfer.

Sinnend betrachtete  
 Josepha ihren Pflege-  
 sohn, der die Verför-  
 perung eines gesunden,  
 schönen Mannes war.  
 Sie stellte im Geiste  
 den Baron neben ihn.  
 Josepha lächelte über  
 diesen Vergleich, der  
 ihr ungefucht gekom-  
 men war. Sie stand  
 gewöhnlich auf realem  
 Boden; es kam selten  
 vor, daß sie sich in  
 Phantasien verlor.  
 Aber dieser Vergleich  
 brachte ihr einige Ruhe.  
 Wer Eichen liebt, wird  
 sie immer den Palmen  
 vorziehen! Sie fing  
 wieder zu hoffen an  
 und schaute weniger  
 trübe in die Zukunft.  
 Sie baute auf den ge-  
 sunden Instinkt Rosens.  
 Eine Ehe dieses schlich-  
 ten Kindes mit einem  
 Manne aus so völlig  
 anderen Kreisen war  
 ja nicht gut möglich,  
 sie konnte niemals Glück  
 bringen.

„Komm, Joseph,  
 setze dich zu mir, es  
 plaudert sich besser so“,

sagte sie endlich.  
 Er gehorchte wortlos und setzte sich zu ihr auf die schmale  
 Bank.

Bitternd huschten die Sonnenstrahlen durch das grüne Dach  
 der Bäume, spielten hier mit einer blassen Glockenblume, dort  
 mit hochgeschossenen, lichtungshungrigen Gräsern. An fauler Rinde  
 kloppte ein Specht.

Josepha streichelte die kräftige Hand ihres Lieblings:  
 „Es ist ein fremdes Element in unseren Lebenskreis ein-  
 gedrungen, dessen Wirkung wir als schädlich empfinden,“ sagte sie  
 leise. „Ich glaube, eine bestimmte Absicht hat diese fremden  
 Menschen in unser Haus geführt. — Fahre nicht auf“ . . . bat sie,  
 als sie das heftige Zucken seiner Hand empfand. „Es nützt nichts,  
 ändert nichts an den Tatsachen. Laß uns lieber den Fall von  
 allen Seiten beleuchten, alle Folgen, die er nach sich ziehen kann,  
 besprechen und dann wie vernünftige Menschen handeln. Gerade  
 wir, du und ich, haben schon schwer genug leiden müssen durch  
 überreiztes Handeln . . . Du liebst Rose — nun ja; ich sehe es an  
 der jäh aufsteigenden Röte in deinem Gesicht, daß ich mich nicht  
 täusche. Es war mein Wunsch, ihr beide möchtet euch lieben  
 und glücklich sein in altmodischer Ehe. Ich ließ Rose aufwachsen  
 wie eine Heideblume, ohne sie darum aus dem Auge zu lassen.  
 Ich sah sie lieber, wenn sie durch Wald und Feld strich, als wenn  
 sie über dem Stidrahmen saß. Ein gesunder Körper gehört mit  
 zum Fundament einer glücklichen Ehe, eines glücklichen Leben  
 überhaupt. Rose hat gute Anlagen und Eigenschaften. Es war  
 keine Gefahr da, daß die Freiheit schädlich auf sie wirkte. Sie

...wird und wieder nicht... über den Rahmen ihres Elternhauses hinaus... In die sollte sie ihre Welt, ihr Glück suchen und finden."

"Wie gut du bist!" flüsterte Joseph und küßte die schmale Hand, die immer noch die seine umschlossen hielt. Wie oft hatte diese Frau so an seinem Bett geessen, wenn irgend etwas seinen kinderschlaf bedroht, seine Kinderseele geängstigt hatte! Es ging Frieden aus von dieser linden Frauenhand.

Joseph lehnte sich zurück gegen die Birkenbank. Ihr ergautes Haar lag glatt und fein wie Seide um ihre Schläfe, das schwarze Spitzengefäßel sah wie ein Trauerkrönchen darauf.

Es fiel Joseph das erstemal auf, daß seine Pflegemutter alle hellen Farben in ihrem Anzug mied. Grau und schwarz ging sie. Es erwachte ihm die Ahnung von dem freudlosen Leben der Frau, die selbst so viel Freude schuf und Liebe gab. Unwillkürlich drückte er die feinen Finger, die noch in seiner Hand lagen, als wollte er sagen: "Ich will dir alles vergelten".

Sie sah müde vor sich hin und sprach mit müder Stimme weiter:

"Der Mensch denkt und Gott lenkt — nirgends paßt das Wort so gut hin, als auf meine Wünsche, mein Wollen, mein Handeln. Was ich so fein und klug eronnen habe, hat nun eine ganz andere Wendung genommen. Rose ist durch den ständigen Umgang mit dir dein Schwesterlein geworden. Die geistige Freiheit, die ich ihr gelassen, hat ihren Gang zur Phantasie ins zügellose getrieben. Mit Schreck habe ich es bemerkt, daß sie wie ein Kind zu leblosen Dingen spricht. Wäre ihre Ruhe nicht gestört worden, hätte das nichts geschadet. Ich hatte die Absicht, sie jetzt mehr in der Wirtschaft zu beschäftigen und ihren Geist auf praktische Dinge zu lenken. Sie ist ja noch so jung —"

Aber diese neue Nachbarschaft hat mein Wollen durchkreuzt. Diese schonegeistigen, überfeinen Menschen fügen sich in Rosens Traumleben wie Märchengestalten ein. Ach, Joseph —" rief sie lebhafter — "wenn du die Macht, die Schätze hoher Kunst bei den Drzis sehen könntest, du würdest es verstehen, daß unsere Rose ganz bezaubert ist! Ihr leicht empfänglicher Geist, ihre unverbildete Natürlichkeit berauschen sich an all dem Neuen, das mit so wunderbarem Glanze in ihr Leben tritt; dazu die mütterliche Liebenswürdigkeit der Baronin! Sie hat unser Mädchen völlig gewonnen. Wie ein Schmetterling dem Lichte, so fliegt Rose ihr zu."

Daß die Baronin bestimmte Ziele verfolgt, ist außer Zweifel. Und — das ist es, was mich am meisten bekümmert, — mein Bruder Rudolf denkt wie sie. Der Reichtum der Drzis ist ihm zu Kopfe gestiegen wie junger Wein. Wäre dies nicht der Fall, ich wollte Mädchen schon die Augen öffnen; ein paar Jahre fern von uns, ein paar Jahre Umgang mit gleichaltrigen Mädchen, ein paar Jahre Theater, Musik und andere Kunst, und unsere Rose sehnte sich mit allen Fasern ihres Seins zurück in die Heimat, zurück in den Wald mit seiner Frische, seiner Kraft und seiner Schönheit; denn sie wurzelt in unserem Leben, Josi, wurzelt tief und fest in unseren Sitten und das ist's, was mir Kummer macht. Ich würde dir sagen: Gib sie auf, geh' hin und suche dir ein anderes Mädchen, ihr paßt nicht zusammen. Aber das wäre Lüge. Ihr paßt so gut zusammen, wie selten zwei Menschen! Niemals wird sie drüben ganz heimisch werden, nie ihr volles Glück dort finden. Art zu Art — hier hat es seine vollste Berechtigung. Neugierigkeiten lassen sich angewöhnen, aber innere Eigenschaften nicht, Gesinnungen, Geist und Seele sind hüben und drüben verschieden völlig verschieden voneinander. Ich möchte sagen — drüben steht der Palmenhain im Glanze einer hohen Sonne, hier die Eiche in kühler Morgenfrische. Und darum sage ich dir:

Du bist ein Mann; du hast ein Recht darauf, um das Mädchen zu werben, das dir seelenverwandt ist. Werbe um Rose! Der

...nein! um sie wird nicht leidet sein. Neben dem einzigen... haben die Günstlinge meines Bruders. Er mag das mag, weil... deine Wege in Dürftigkeit gestanden..."

"Und schub meine Paten waren!" fiel Joseph bitter ein. Er hatte die Arme auf den schmalen Tisch gestemmt, der hier vor der Mundbank in die Erde gerammt war, und stützte den Kopf in seine Hände, betrachtete Frau Josepha mit stillen, ersten Blicken.

Sie war erschrocken bei seinen Worten, war rot und wieder blaß geworden. Ach, sie dachte nicht gern an die Zeit zurück, die ihr den fremden Knaben geschenkt, wollte am wenigsten von Joseph daran erinnert sein, mit ihm nicht davon sprechen.

Was er das in ihrem Gesicht? Leise sprach er zu ihr:

"Du mußt nicht fürchten, Mutter, daß es mich in meinen kindlichen Gedanken an die Eltern quält. Ich habe ja kein Erinnern an sie, wie du weißt; aber die Schuld der Eltern liegt wie ein Schatten auf meinem Lebenswege. Das habe ich oft genug empfunden. All deine großzügige Liebe! konnte den Fluch nicht tilgen, der auf meinem Leben ruht nach dem Gottesworte: "Der Väter Sünde rächt sich an Kind und Kindeskindern."

Ein harter Spruch, der ausgestrichen werden müßte aus dem Buche des Lebens! Wie kommt der neugeschaffene Mensch dazu, für fremde Schuld, die war, ehe er gelebt, zu büßen!"

Seine Augen loderten im wilden Feuer, die Adern an seinen Schläfen färbten sich blau.

Mit zartem Finger strich Josepha über seine Stirn.

"Ruhig Blut, mein wilder Junge! Das Ungerechte in dem Wort der Heiligen Schrift sieht nur die Selbstsucht. Kinder sind Erben ihrer Väter. Das ist ein natürlicher Zustand, dem alles Leben unterliegt. Willig tritt der Mensch das reiche Erbe an, sonnt sich in unverdientem Ruhm, schweigt in unervordenem Reichtum; nie noch hat er darüber geklagt. Aber ebenso oft wie ihm das reiche Erbe zur Falle wird für sein Glück, ebenso oft hat das unerwünschte Erbe der Armut und Niedrigkeit seine Kraft gestählt und seine Tugend gefördert. Aber darum dürfen wir die tiefe Mahnung des Gotteswortes nicht übersehen:

Sündige nicht, damit dein Fleisch und Blut nicht dafür büße!

Dein Vater hat gefehlt im Leben. Er hat viel Unheil über glückliche Menschen ge-

bracht durch sein wildes Blut, seinen heißen Jörn. Leider hast du davon genug mit ins Leben genommen. — Wende mich nicht so finster an, fahre nicht so jäh in die Höhe, das bestätigt nur die Wahrheit meiner Worte. —

Erst war die Schuld deines Vaters nur menschliche Schwäche. Er liebte ein Mädchen, deine Mutter, das gesellschaftlich hoch über ihm stand. Er war herrschaftlicher Gärtner, sie die Tochter eines kaiserlichen Rats, Waise, nicht reich, aber durch eine Rente, in die ihr Vater sie eingetauscht hatte, vor Not geschützt. Mein Mann war Vormund. — Er war kaiserlicher und königlicher Gutsverwalter auf einem der vielen mährischen Familiengüter. Wir waren erst zwei Jahre verheiratet, Dita uns eine liebe Hausgenossin.

Warum sie ihre Neigung dem einfachen Manne geschenkt, ist mir nie ganz klar geworden. Dita war ein hochgebildetes, bildhübsches Mädchen; Wilseel der Sohn eines slowakischen Bauern. Er besaß nur Volksschulbildung, war aber sehr intelligent, sehr tüchtig in seinem Fache und hätte sicherlich in der Gartenbaukunst Erhebliches geleistet, wenn er länger gelebt hätte!

Nebenbei war er ein sehr schöner Mann, schlank, hochgewachsen, feurigen Blutes und voll jenes natürlichen Anstandes, wie er in freien Landvolke oft genug gefunden wird. Der Umgang mit gebildeten Männern, den seine Tätigkeit vermittelte, gab ihm auch äußeren Schliff, sodaß er sich leidlich gut benahm. Möglich, daß sein reichlich ausgebildetes Selbstbewußtsein im Verein mit allen anderen guten Eigenschaften die kleine Dita betört hatte. (Fortsetzung folgt.)



Zernowiz, die Hauptstadt der Bukowina. (Im Vordergrund der Hauptbahnhof.)

# Die Werbung.

Erzählung von W. Pohl.

(Nachdruck verboten.)

Seit drei Wochen war er wieder in der Heimat. Von Kriegsbeginn an hatte er kämpfend im Felde gestanden. Nun war er zurückgekommen, mit dem Eisernen Kreuze geschmückt. Aber den rechten Arm hatte ein Granatsplitter weggerissen.

Im Anfang tat ihm der Hauch der Heimat wohl.

Nach vielen schlaflosen Nächten im Schützengraben kam ihm das alte, liebe Stiebelstübchen im Vaterhaus so heimlich und traulich vor, daß er darinnen nicht selten für Augenblicke vergaß, wieviel der Krieg von ihm gefordert hatte. Und wenn er sah, wie sein stilles, schweigendes Heldentum sogar den vielfordernden Vater, den rauhen Mann der Scholle, mit weicher Achtung erfüllte, dann glänzte das umschattete Auge doch manchmal auf, klar und stolz.

Aber das Leuchten hielt nicht an vor dem quälenden, niederdrückenden Gefühl, ein Krüppel zu sein. Was ihn in dem Urteil anderer hob, machte ihn selbst in grauen Stunden mutlos und herbe.

Gewiß, er hatte einen sichern, berechtigten Platz im Vatererbe, aber — als Müßiger, wie er in übertriebener Selbstquälerei sagte.

Und so gruben sich scharfe Linien in das junge Gesicht, und in die grauen Augen legte sich harte Spannung.

Wortkarg, fast unfreundlich war er meist, wenn man ihn zum Erzählen von Kriegserlebnissen drängte.

Es schien, als halte er alles, was er da draußen im Schlachten-donner gesehen und mitgemacht, tief im Herzen verschlossen gleich heiligem Kriegsgut. Da ließ man ihn in Ruhe. Freilich, das, was im letzten Grunde des braven Burschen Freude verschüttete, wußten die guten Basen und Bettern nicht. Und er schwieg darüber, über seine Herznot, wie über die Kriegsnot.

Selbst die Anneläth, ein gutes, altes Weiblein, dessen Gerede und Gezeter Steine zum Mitschweben hätte bewegen müssen, hatte den jungen Burschen vollständig aufgegeben. Das war an dem Tage, da er mitten in der Unterhaltung, die Anneläth freilich allein führte, ans Fenster getreten war und den Dessauer Marsch an die Scheiben getrommelt hatte. Das Weiblein war über diese Tat, zu seiner Ehre sei es gesagt, mehr betrübt, als entrüstet.

„Das Eiserne Kreuz hat er, — soweit ist die Sache in Wichtigkeit. Aber so nützlich ist in Ordnung, so wahr ich die alte Anneläth bin.“

Diese Rede hielt die Alte vor der Elisabeth Fenster, die gerade frische, blütenweiße Vorhänge aufzog. Die Elisabeth wurde glühendrot, dann weiß wie die Vorhänge in ihrer Hand.

„Von wem redest du, und was soll's sein mit ihm?“ tat sie anscheinend harmlos, aber ihre Stimme klang fremd und belegt.

Die Anneläth hätte nur halb so schlau sein brauchen, wie sie wirklich war, um der Hoftochter Geheimnis zu erraten. Blichschnell kam ihr eine Rückerinnerung:

Vor Ausbruch des Krieges hätte die Anneläth darauf schwören mögen, daß der Robert sich nach der Elisabeth umsehe. Er war immer ein stolzer Bursche gewesen, der nach oben blickte.

Na, das war sein Geheimnis und der Grund des finstern Brütens! So, so, nun sah sie auf den Grund der Sache!

Einen Korb hatte die Besitzstolze Bauerntochter zurzeit, vor dem Krieg, dem Robert gegeben, und nun war die Keue da.

Ja, ja, ihr der Anneläth, sollte nur einer kommen, der etwas verbergen wollte! Der kannte nicht ihre scharfen Augen.

„Vom Robert rede ich, der heimgelehrt ist,“ sagte sie dann in gleichgültigem Ton. „Brauchst noch lang' zu fragen.“

„Aber sein verstellen kannst du dich, das muß wahr sein.“



Die Stadt Tarnopol in Galizien.

„Run, nun, Wale, seib nicht gleich so unwillig und mach auch nicht so rar mit Euerm Willen! Kommt auf ein Viertelstündchen in die Stube und trinkt ein Täßchen Kaffee. Er ist eben hübsch warm. Die Mannsleute sind auf der Tenne, da stört uns keiner beim Erzählen.“

„Von wem soll denn erzählt werden?“ forschte die Eingeladene etwas spöttisch.

„Nun, gerade heraus gesagt, vom jungen Elmshöfer, dem Robert. Du glaubst gar nicht, Anneläth,“ fuhr das junge Mädchen fort, in der Aufregung ganz eifrig werdend, „wie er mir, seitdem er zurückgekommen ist, aus dem Wege geht. Neulich habe ich gegen alle Sitte auf dem Heimweg von der Kirche auf ihn gewartet, — schneckenlangsam bin ich gegangen, daß er mich einholen mußte. Da hoffte ich eine Aussprache. Was meinst du? An mir vorüber geht er stecengerade, grüßt mich wie eine Wildfremde, und ehe ich zu Gedanken kam, war er fort.“

„Von nichts kommt nichts,“ mutmaßte die Alte. „Alles hat seinen Grund. Und der junge Elmshöfer wird auch seinen Grund haben, wenn er dich links liegen läßt.“

Könntest leicht meinen, er habe noch Absicht auf dich. Wär ja freilich hellauf zum Lachen, aber ge d a c h t kann alles werden selbst bei so einem — Kriegstrüppel.“ Zögernd, bedeutsam sprach die Alte das harte Wort.

Das Mädchen hielt sich die Ohren zu. „Schweig, sprich nicht so,“ herrschte es die Schwäzende an. Und dann schlug es beide Hände vor das heiße Gesicht und brach in bitterliches Schluchzen aus.

Ruhig ausweinen lassen, dachte die Anneläth, und füllte die Tasse von neuem; denn sie sah bereits in Elisabeths Zimmer und ließ sich zwischendurch den dampfenden Kaffee schmecken.

Das Mädchen hatte sich beruhigt.

„Anneläth, mir ist er jezt noch viel, viel lieber, als vor dem Krieg,“ klang eine schüchternere Stimme.

„So, so! Dazumal war er dir also auch schon so lieb,“ wunderte sich die Alte. „Wo haperte es denn damals?“

Hastig verwischte Elisabeth die Tränen-spuren und bat plötzlich ganz eindringlich: „Anneläth, kannst du schweigen?“

„Hast du je daran gezweifelt, daß ich es kann, wenn's sein muß?“ Nein, das hatte die Elisabeth nicht. Aber doch schien ihr das Sprechen schwer zu

fallen.

„Weißt du noch,“ begann das Mädchen, „wie der Robert mir vor dem Krieg in Ehren nachgegangen ist und mir manches Blumensträußlein aufs Fensterbänkchen gelegt hat?“

„Ach so, ja, — es mag dergleichen im Gerede gewesen sein! Wird halt viel geschwätzt. So ein Einfall von dem Jungen! Nein zum Lachen!“

Unmutig fuhr das Mädchen auf: „Was ist denn da Lachhaftes? Ist er nicht ein braver Kerl, war er nicht der Fleißigste und Strebsamste im ganzen Kirchspiel? Die Mutter, Gott hab sie selig, hat ihn immer gelobt. Das magst du glauben.“

„Ach, wer mir doch helfen könnte?“ schluchzte das Mädchen bei der Erinnerung an die Tote.

Helfen? Da spitzte die gute Alte das Ohr. Ausgerechnet an die allerichtigste Adresse war die Elisabeth gekommen. Helfen, in Liebesangelegenheiten, o fürs Leben gern! Und, um es gerade heraus zu sagen, — der Elisabeth am allerliebsten.

Die sprach in traurigem Tone, wie zu sich selbst: „Und gefragt hat er mich eines Tages, ganz schüchtern, und er war doch sonst so stolz und frei, ob ich ihn lieb haben und sein Weib werden wolle. Er habe es noch gar nicht sagen wollen, aber es sei ihm halt plötzlich aus dem Herzen auf die Lippen gekommen.“

„Da könntest fein stolz sein bei dem Antrag. Wäre eine Ehre für des Bürgermeisters Tochter gewesen, — so ein stattlicher, braver Bub!“

„Wieder hab ich dich vor mir.“ „Ich wies ihn aber ab, ich Torin, so von oben herab, als er mir erwartungsvoll in die Augen sah. So trüblich ist ihm den Unterschied zwischen ihm und mir oder besser gesagt, zwischen einem großen Hof und einem kleinen Gut. Ernst war mir die Absage nicht, aber ich glaubte, ihn im Banne zu haben, dachte mit stolzer Sicherheit, er löme wieder. Dann wollte ich das Jawort geben; denn ich liebte ihn ja, ich hatte ihn gern. Genau weiß ich nicht mehr, was ich sagte, aber es muß etwas unsäglich Dummes, Gefpreiztes gewesen sein. Denn er wurde plötzlich ganz weiß im Gesicht und ganz kalt im Ton. Und dann sagte er, ich möge ihm seine Torheit zugute halten, bei andern armen Burschen aber Auge und Stimme sorglicher hüten, um nicht Menschenglück aufs Spiel zu setzen. An einem Sempel sei's genug. Das sagte er noch, und der letzte Blick, den er auf mich warf, war tief verächtlich. Als er gegangen stand ich da und schämte mich bis ins tiefste Herz hinein. Seine Verachtung hatte ich mir vollast erungen, — und nun schrie mein Herz nach seiner Liebe. Es war zu spät. Bald darauf ging er in den Krieg. Ich zitterte um ihn, als er im Schlachtengewühl war, wie um mein Liebtes. Und ich hatte doch kein Recht an ihn. Ich betete für ihn, und er, er mußte mich hasien. Jetzt ist er nun wieder da, und ich weiß, noch zürnt er mir. Und noch eins weiß ich: Würde er, wie's in meinem Herzen aussieht, alles, alles verzeihe er mir, und fragte noch einmal.“

Da aber schüttelte die Vertraute das greise Haupt: „Nein, Elisabeth, da irrst du! Vielleicht würde er es tun, wenn er unverletzt heimgekommen wäre. Jetzt, als Krüppel, niemals! Dazu kenne ich den Jungen zu gut, ihn und seinen Stolz.“

Mit halberstimmter Stimme fragte Elisabeth: „Und weißt du keinen Rat, Annekäth, keinen?“

„Nein,“ sagte die Alte ehrlich, und streichelte des Mädchens gesenktes Köpfschen. „Und doch,“ fuhr sie plötzlich auf, „eins weiß ich, daß vielleicht, aber auch nur vielleicht seinen Sinn wenden würde. Aber davon wirst du nichts wissen wollen. — Und nun Gott befohlen, und vergiß, was nicht zu ändern ist. Es muß halt jeder sein Säcklein schleppen.“

Die Alte machte sich zum Gehen bereit. Aber Elisabeth vertrat ihr den Weg. „Erst sagst du mir, was ich tun muß, um den Robert zu versöhnen, zurückzugewinnen!“ Der helle Jammer rief aus den Worten. Annekäth wandte sich in der Tür um. „Du hast ihn vergeblich fragen lassen — nun ist die Reihe zu fragen, an dir.“ Sprach's und ging ihres Weges. Elisabeth hielt sie nicht mehr zurück. „Nun ist die Reihe zu fragen, an dir!“ wiederholte sie bebenden Tones.

Da schrie der Stolz empört auf: „Nie und nimmer!“ Doch die Reue und die Liebe siegten. —

Vom Kirchturm herab Klang volles, feierliches Glockengeläute. Es galt dem Wiegensfeste des Deutschen Kaisers im Kriegsjahr. Das deutsche Volk feierte den Tag in stillem, heiligen Ernst.

Der junge Elmshöfer hatte, unter die Fahne des Kriegervereins gescharrt, dem Gottesdienste beigewohnt. Er war auf dem einsamen Heimwege. Fast wehmütig betrachtete er das Eiserne Kreuzlein, das er zu Ehren des Feiertags angelegt hatte. „Du mußt jetzt mein Trost fürs Leben sein, für's ganze Leben,“ sprach er vor sich hin. In Sinnen versunken, hatte er die ihm folgenden hastenden Schritte nicht gehört.

Wleich stand Elisabeth an seiner Seite. Ihre Brust hob und senkte sich in schnellen Atemzügen. Sie versuchte zu sprechen, — kein Laut kam über die Lippen. Verwundert, fast mitleidig, schaute Robert auf das erregte Mädchen. Und unwillkürlich fragte er freundlich: „Was hast du, Elisabeth?“ Da stieg in deren Herz all das harte Leid und all die bittere Angst vor dem Verluste dessen auf, den sie liebte.

Und es war ihr nicht schwer, einfach und reuig zu bitten: „O, Robert, verzeih' mir, weil du gut bist! Und wenn du mich noch ein ganz klein wenig liebst, dann laß mich dein treues Weib werden.“

„Wie Wetterleuchten ging's über sein ernstes Gesicht. Keine Antwort kam über die geschlossenen Lippen. Da schrie Elisabeth auf: „O Gott, nun ist's vergeblich gewesen, — er liebt mich nicht mehr!“

Doch da kam Glanz in des Mannes Augen. Fest zog er die Schluchzende ans Herz.



General Graf Bothmer, Führer einer deutschen Armee im Kampfe gegen die russische Offensive.

„Ich habe es errungen mit meiner Werbung,“ scherzte sie feuchten Auges.

## Kurland und sein Deutschtum.

Von D. Wagner (zurzeit Lehrer an einer deutschen Schule in Kurland.) (Nachdruck verboten.)

Serbien gedachte durch Mord und Eroberung ein Groß-Serbien zu schaffen, indem es Oesterreich und Ungarn die Gebiete mit slavischer Bevölkerung entreißen wollte. Italien verlangte von Oesterreich weite Grenzgebiete, um den dort wohnenden Italienern „Erlösung zu bringen“, obgleich diese dort in der Minderheit sind. Bulgarien hat sich mit Recht das ihm vorentsprechende bulgarische Mazedonien erkämpft. In Rumänien streitet man noch, ob man sich die ungarischen Gebiete mit dem nur ein Drittel der Bevölkerung ausmachenden rumänischen Volksteil sichern soll oder ob es nicht berechtigter ist, das früher rumänische, jetzt russische Besarabien, wo doch die Hälfte der Bewohner rumänischer Zunge, wieder zu erkämpfen. Schweden weist man nach Finnland. — Während also die mächtigsten Großstaaten Europas sich um Weltprobleme wirtschaftlicher und politischer Natur auseinandersetzen, ist dieses Völkerringen andern Staaten eine willkommenen Gelegenheit, national-politischen Bestrebungen Wirklichkeit zu geben. Weil sie die Hauptmacht der Streitkräfte des benachbarten Staates an anderer Stelle gebunden wähen, glauben sie in kleinlicher Eroberungssucht die Möglichkeit zur Angliederung der Gebiete des angrenzenden Staates gegeben, wo Bürger ihrer Sprache wohnen.

Auch in Deutschland wußte man so dunkel etwas von Deutschen, die in den angrenzenden russischen Ostseegebieten wohnten. Gewiß stellte uns der Krieg im Anfang eine ganz andere Aufgabe, als hier an eine „Erlösung“ zu denken, auch mag dies in strategischem Sinne nicht so einfach gewesen sein. Aber Ländergier war uns überhaupt verhaßt. „Uns treibt nicht Eroberungslust,“ konnte unser Kaiser getreu den geheiligten Grundsätzen preussischer und hochenzollernscher Überlieferung sagen, als er den Krieg erklären mußte. Nie war im deutschen Volke der Gedanke an eine vielleicht möglich werdende Angliederung dieses Baltenlandes gebildet oder genährt worden. Ja, man wußte kaum Näheres über diese Deutschen in Kurland. Und selbst bei dem siegreichen Vormarsch nach Osten hat man gar nicht einmal so sehr an eine Eroberung gerade dieser Gebiete gedacht; denn während wir heute weit über Polen hinaus sind, wo kein Deutschtum zu gewinnen war, ist von

den früher deutschen Ostseeprovinzen Estland, Livland, Kurland nur diese letztere, und diese noch nicht einmal ganz, in unsern Besitz gelangt.

Was man aber heute augenscheinlich von diesem schönen Lande kennen lernt, welcher Wirklichkeit und Fülle deutschen Wesens man begegnet, welche Ruhmesblätter in der Geschichte des baltischen Deutschtums nunmehr offener zutage kommen, das alles ist unbedingt wert, im deutschen Volke mehr bekannt zu werden, als es heute noch in seiner Vorstellung vorhanden ist.

Wie angenehm überrascht waren wir, als nach dreimonatigem Aufenthalt in den öden, ärmlichen Sandgebieten Polens und Littauens wir in die fruchtbaren Gebiete Westkurlands verlegt wurden. Schon auf unserm mehrtägigen Marsche nordwärts von Bajorken aus, dem nördlichsten deutschen Bahnhof, erfreute sich unser Auge an den weiten fruchtbaren Feldern mit vorzüglicher Ackertrume und schönem Getreide, meist Roggen und Hafer, schweifte der Blick hinaus an den mächtigen Kiefern der prächtigen Wälder, die fast jedem das Bekenntnis eingaben, solche Kiesen von Nadelbäumen haben wir in Westdeutschland nicht; und während der Raft huschten wir rechts und links in diese Forste und entdeckten massenweise Erd- und Heidelbeeren, der lechzenden Zunge sehr willkommen. — Heute nun, nachdem man während längerem Verweilen und Wandern Land und Leute näher kennen gelernt hat, kann man sagen, daß der erste Eindruck nicht betrogen hat. Fast überall dasselbe Bild. Kurlands Boden weist ungefähr zu einem Drittel Wald und zum zweiten Drittel Ackerland auf, das letzte machen Wiesen, Weiden, Seen und Moore aus. Der

Die schwarze Erde des Alderbodens, die man allenthalben beobachtet, läßt mit Recht auf eine große Fruchtbarkeit schließen. Diese und somit der Ertrag der Landwirtschaft lassen sich ganz erheblich steigern, wenn erst einmal die deutschen Methoden erhöhter Bodenausnutzung, Bodendüngung und -verbesserung Anwendung finden, besonders auch durch die noch fehlende Röhrenentwässerung manche Felder trodener gelegt und andere Flächen ganz neu für den Landbau gewonnen würden. Bisher schon konnte Kurland an jährlichem Getreideüberschuß drei Millionen Zentner nach England ausführen.

Zu dem Reichtum des Landes zählen auch die Viehherden. Obwohl die Russen, sowie die flüchtenden Bewohner viel Vieh fortgetrieben haben, so daß manche Gebiete heute allerdings ganz entvölkert sind, weiterhin das deutsche Militär das zum Lebensunterhalt Notwendige nehmen mußte, sohen wir den ganzen Herbst hindurch noch immer schöne Herden, können noch heute unsere Butter zu 1,40 Mk. das russische Pfund (gleich 400 gr) kaufen, dabei ist dies für die hiesige Gegend ein hoher Preis, hat man doch früher dafür nur 25 und 30 Kopeken (gleich 50 und 60 Pf.) gezahlt. Nach einer Statistik von 1910 sollen auf hundert Einwohner 14 Pferde, 42 Rinder, 33 Schafe und 19 Schweine entfallen sein (in Deutschland auf hundert Einwohner 7 Pferde, 31 Rinder, 14 Schafe, 33 Schweine).

Man hatte sich die Pflege und Zucht des Viehes besonders angelegen sein lassen, wie überhaupt die ganze Landwirtschaft blühte. Dies war und ist auch deshalb um so eher möglich, weil das Land weder die dörrrende Hitze, noch die furchtbare Kälte wie das Innere Rußlands kennt. Das nahe Meer mildert nämlich das Klima. Von schädlichen, verderbenbringenden Einflüssen der Witterung wissen die Bewohner kaum etwas zu berichten, wie sie sich denn auch arbeitsloser Zeiten oder Notjahre nicht erinnern können. Im Vergleich zu andern Gebieten Rußlands ist Kurland darum ein bevorzugtes Land, und mit einem gewissen Ausbruch des Dankes gegen ihren Schöpfer und Erhalter reden sie von ihrer Heimat gern als von ihrem „Gottesländchen“.



**Charles E. Hughes,** der republikanische Kandidat für den amerikanischen Präsidenten-Posten. Als Gegner Wilsons wird von der republikanischen Partei bei der nächsten Wahl der frühere Gouverneur von New-York, Charles E. Hughes, aufgestellt.

Die Anlagen der menschlichen Siedelungen findet man durchweg in noch ganz einfachen wirtschaftlichen Verhältnissen begründet. Größere Städte liegen nur am Meere (Libau, Windau) und an Flüssen (Mitau, Goldingen), kleinere Städte, Flecken genannt, an den Landstraßen oder in der Nähe der alten Ordensburgen bzw. deren Ruinen (Grobin, Hansenpot, Dürben). Bilder von Dörfern in so schön geschlossener Anlage wie in Deutschland, sucht man vergebens; es herrscht die „Breitsiedelung“ vor, und das Auge erblickt, dahinschweifend über das Gelände, dem landwirtschaftliche Reize durchaus nicht mangeln, nur immer einzelne Gehöfte oder Gutshöfe. Die Gehöfte führen hier den Namen Besitzde. Ihre Bewohner sind Pächter, Verwalter oder kleine Besitzer. Diese Bauerngehöfte liegen inmitten großer Felder, häufig auch am Rande des Waldes, dessen Holz zumeist das Baumaterial liefern mußte; denn Holzhäuser beliebt man wegen ihrer Billigkeit und wegen der Winterkälte. An Bausteinen bietet der Boden nur Granit als Schotter und Blöcke, oft von stattlicher Größe, aus der Eiszeit. Recht malerisch nehmen sich diese als Bausteine in den Mauern der Scheunen aus. Bauten aus Ziegelsteinen lassen einen wohlbegründeten Schluß auf die Wohlhabenheit des Besitzers zu. Dabei sind solche Ziegelsteinbauten durchaus nicht selten. — Zur Erholung auf den oft weiten Ueberlandfahrten laden an den Landstraßen die in einzelnen Gehöften eingerichteten Wirtschaften ein, die hier den schönen deutschen Namen Krug führen.

Ein Kirchlein, oft auch eine Mühle mit nahem Wäldchen und einer Anzahl von Häusern verraten zumeist den Gutshof, schlechthin Gut genannt. Hier bildet das Schloß des Barons oder des bürgerlichen Gutsherrn das Hauptgebäude, das mancherorts ein recht stattliches Aussehen hat. In seiner nächsten Nähe liegt dann der schön gepflegte Park mit Teich, Obstgarten, Gärtnerei, Im-

terier und Gärten, antwortend erblickt man weite Gutsräume, mit Lagerdämme und Scheunen; reihen sich weiter an die Wohnhäuser und Stallungen der Gutsbeamten, handwerker und arbeiter. So bildet ein solcher Gutsbesitz mit seiner Weidung, mit seinen Feldern und Wäldern ein kleines Fürstentum für sich, und manche reichen auch an die Ausdehnung derjenigen Deutschlands heran. Solcher privater Großgrundbesitze hat Kurland ungefähr fünfhundert. Die Durchschnittgröße beträgt 22,5 qkm (gleich 9000 Morgen), während der größte Besitz, Gut Dondangen im Norden am Kap Domešnäs 700 qkm umfaßt (Schwarzburg-Sondersh. 860 qkm, Schaumburg-Lippe nur 340 qkm). Diese Ländereien sind Majorate, die unveräußerlich immer dem ältesten Sohn als Erbe zufallen. Sie bilden das Besitztum des deutschen Adels, während der bäuerliche Kleinbesitz sich zumeist in lettischer Hand befindet. Deutsche wohnten in Kurland vor dem Kriege 50 000, Letten aber zehnmal soviel, dazu noch Polen und Litaauer. Doch sind die Deutschen der herrschende Volksteil, die Oberschicht. Ein Blick in die geschichtliche Vergangenheit dieses Landes und seines Volkstums wird uns über die so gewordenen Verhältnisse Aufschluß geben, und wir werden unsern baltischen Stammesgenossen dadurch näher kommen, wenn wir erfahren, in welcher herrlicher Weise sie sich während siebenhundert Jahre für ihres Deutschtums Erhaltung, Verteidigung und Förderung eingesetzt haben.

Wirtschaftliche Gründe trieben deutsche Kaufleute aus den Hansestädten im 12. Jahrhundert an die kurländische und livländische Küste. Pilger folgten ihnen, um bei den hier wohnenden Kuren, Liven und Esten das Christentum zu verbreiten. Es entstanden die Städte Riga (1201), Wenden, Dorpat, Reval und Narwa. Die Glaubensboten schlossen sich später zu dem „Schwertorden“ zusammen, der dann zu seiner Unterstützung in Verteidigung und Kultivierung Landadel aus Deutschland, besonders aus Westfalen, herrief. Es kamen auch verheiratete Ritter, die als Vasallen des Ordens diesem ihre Unterstützung liehen, also seine Heeresmacht bildeten, und dafür Land erhielten. So entstanden die jetzigen baltischen Ritterschaften als Inhaber des Großgrundbesitzes, die sogenannten baltischen Barone, die ihre Generationen fast alle bis zu jenem Jahrhundert zurück aufzuweisen vermögen. In den Städten aber wuchs und erstarkte ein deutscher Bürgerstand, Kaufleute und Handwerker, ein gewisses Patriziatum, das heute noch einen dritten Stand stellt, den der akademisch Gebildeten, deutsche Pastoren, Ärzte, Beamte und Gelehrte, auch die Literaten genannt. (Fortsetzung folgt.)

## Lieschens Sorge.

Ein Landwehrmann ist auf Urlaub zu Haus,  
kam aus Frankreich gar weit daher,  
hält seinen Jüngsten auf seinem Arm,  
Der zerrt ihn am Bart hin und her,  
Und langt nach dem Eisernen Kreuze sein,  
Und freut sich, wieder bei Vater zu sein!

Die Mutter, die fühlt sich so still beglückt,  
Aus den Augen die Liebe ihr lacht,  
Da hat er vergessen manch' Qual und Not,  
Und die mörderisch grausige Schlacht,  
Und er küßt seinen Jungen in sel'ger Lust,  
Preßt innig sein Weib an die treue Brust!

Klein Lieschen, die Älteste schaut ihn an  
Und spricht: „Sag', Vater, o sage doch mir:  
Kommt derselbe Storch auch nach Frankreich hin,  
Der die kleinen Kinder all' bringt nach hier?  
Ein andrer Vogel wohl trägt sie nach dort,  
Denn unser Storch geht doch von hier nicht fort!“

Er streichelt sein Kind übers blonde Haar  
Und küßt es dann auf den rosigen Mund,  
Und schaut ihm ins Auge so rein und klar —  
Wie ist er so reich doch, so reich zur Stund'!  
Und er spricht mit lächelndem Angesicht:  
„Nein, Lieschen, ein andrer Storch ist es nicht!“

Derselbe kennt ja die Wege genau,  
Er macht ja dieselben im Jahre so oft,  
Er bringt die Kleinen mit Sicherheit  
Dahin, wo man sie gewünscht und erhofft. —  
Sei ohne Sorge, ist Frankreich auch weit,  
So weiß er auch dorten ganz gut Bescheid!“

Doch Lieschen ein wenig das Mäulchen verzieht, —  
Es will ihr so schnell noch nicht in den Sinn,  
Daß es wirklich derselbe Storch soll sein,  
Der auch in Feindesland Frankreich flög' hin. —  
Und sagt dann bedächtig: „Es ist alles schon gut,  
Wenn er sie nur nicht dann verwechseln tut!“

Düsseldorf.

Marie von Wilbenradt-Schnylen.

**Sprüche.**

Die fehligen Menschen sind zum Tadeln geboren. — Vom ganzen Achilles sehen sie nur die Ferse.

Das Wasser haftet nicht an den Bergen, die Rache nicht an einem großen Herzen.

**Das Land ohne Forsten.**

Zu den mancherlei Vernachlässigungen, über die Irland sich beklagen kann, gehört auch das Fehlen jeder Forstverwaltung, das umso mehr ins Gewicht fällt, als das Land zu einem Waldbreitum wie geschaffen erscheint. Von seiten des Staates ist nichts zur Erhaltung und Pflege der Forsten geschehen, und die Privatleute haben zwar eine Forstgesellschaft begründet, sich sonst aber auch nicht viel um die Wälder bekümmert. Es scheint, als ob jetzt der Anfang zu einer staatlichen Forstverwaltung gemacht werden soll, indem zunächst eine Fläche von 15 000 Aedern englischen Maßes oder rund 7000 Hektaren dem Staatsbesitz gesichert werden soll. Für

besteht England durchaus nicht so wenig Wald und jedenfalls weitaus am meisten von den drei Stammländern. Die mit Holz bestandene Fläche in England beläuft sich auf rund 900 000 Hektar, in Schottland auf etwa 400 000 und in Irland knapp auf 150 000. Insgesamt haben die drei Staaten damit allerdings nur etwa den ersten Teil der Waldfläche aufzuweisen, die in Deutschland vorhanden ist, und während der deutsche

hat jetzt seinen Urlaub? Wie verbringt er den eigentlich? — Wirt: „D, da ist kein großer Unterschied! Wenn er Dienst hat, muß ich ihm 's Bier hinüberschicken, und wenn er Urlaub hat, trinkt er 's Bier herüber!“

**Frech.** Richter: Angeklagter, fühlen Sie denn keine Gewissensbisse, als Sie dem armen, kranken Mann die vier Flaschen Wein nahen und auf der Stelle austranken? — Angeklagter:

„Ja, ja, am anderen Morgen hatte ich ein eigentümliches Gefühl, und ich sagte mir, sollten das nicht Gewissensbisse sein?“

**Galant.** Junges Mädchen: „Und wo soll ich das Rezept bereiten lassen, Herr Doktor?“ — Arzt: „In der Engel-Apothete, gnädiges Fräulein!“

**Gutmütig.** Frau (ihrem Mann zum Geburtstag gratulierend):

„Nicht wahr, Männchen, heute bleibst du aber zu Haus?“

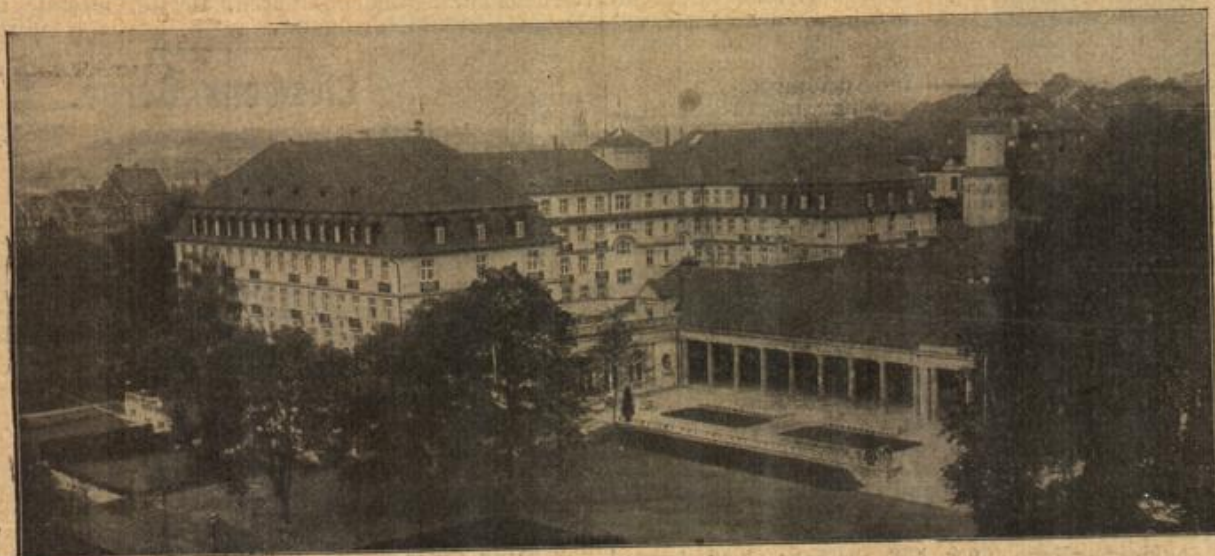
— Mann (Arzt): „Oh, eigentlich hätte ich einige Patienten zu besuchen...“

— Frau: „Ach, bleib doch; laß die armen Kranken diesen Tag auch feiern!“

**Gretl** hat vom Vater ein paar Klapsse bekommen. Empört sagt sie zur



Das neue Aachener Kurhaus inmitten der Anlagen.



Die neuen Aachener Kuranlagen: Die Wandelhalle des neuen Bades.

die Einführung eines Forstwesens in der Grafschaft Cort ist eine Summe von etwa 630 000 Mark bewilligt worden, deren Ausgabe sich aber auf 52 Jahre verteilen soll, so daß davon kein erheblicher Vorteil zu erwarten ist. Daß die Forstverwaltung in Irland seitens der Regierung keine Beachtung gefunden hat, erklärt sich freilich aus der Tatsache, daß auch England und Schottland selbst keine staatliche Forstverwaltung besitzen. Unter den großen Kulturstaaten steht Großbritannien in dieser Hinsicht einzig da, da doch sogar schon die Vereinigten Staaten mit ihrem ungeheuren Gebiet und ihrem verhältnismäßig noch recht großen Schatz an Wäldern mit einem Staatschutz der Forsten bereits einen ansehnlichen Anfang gemacht haben. Dabei

Wald zu etwa einem Drittel dem Staat gehört, hat dieser in Großbritannien überhaupt keinen Anteil an den Forsten. Es gibt auch in England weite Kreise, die das als einen Uebelstand empfinden und daher das Vorgehen in Irland trotz seiner Jagdhaftigkeit als eine gute Vorbedeutung dafür betrachten, daß die Regierung auch in England und Schottland für die Errichtung von Staatsforsten Sorge tragen wird.

**Kaliziös.** Dramatiker: „Haben Sie über die Wize in meinem Lustspiel nicht herzlich gelacht?“ — Direktor: „Ja wohl — vor vielen Jahren schon!“

**Der einzige Unterschied.** Gast: „... Also der Vorstand von dem Bureau da drüben

Mama: „Papa ist gräßlich. War das der einzige Mann, den du kriegen konntest?“

**Rätsel.**

Zum Messen mag die Erste dienen,  
Auf Messen wird sie nie geehrt.  
Ist sie auf Straßen dir erschienen,  
Hat sie gewiß auch Geld begehrt.  
Die Zweite leidet keine Schranken;  
Das Ganze — ja das sind — Gedanken.

**Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:**  
Orkan, Moran.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Gez. vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur L. Kellen, Bredenev (Ruhr). Gedruckt u. herausgegeben von Kredebeul & Koenen, Essen (Ruhr).